

Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 109 (2009)

Artikel: Deutsche Professoren in der Schweiz : Fallbeispiele aus der Geschichte der Universität Basel im 19. und 20. Jahrhundert
Autor: Tréfás, David
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-391649>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Deutsche Professoren in der Schweiz – Fallbeispiele aus der Geschichte der Universität Basel im 19. und 20. Jahrhundert

von David Tréfás

Als in den ersten Monaten nach der Machtergreifung durch Hitler die Universitäten in Deutschland gleichgeschaltet und Mitarbeiter aus politischen und rassischen Gründen entlassen wurden, formierte sich an Schweizer Universitäten ein Hilfswerk für Deutsche Gelehrte. Im Mai 1933 verfasste das Hilfswerk ein Schreiben an die «schweizerischen Landsleute» mit der Absicht, zur Linderung der materiellen Not beizutragen, berufliche Möglichkeiten für die Bedrängten zu schaffen oder die Weiterreise in ein Drittland zu organisieren. Dabei appellierte die Initianten, angeführt von Zürcher Persönlichkeiten wie Stadtpräsident Emil Klöti (1877–1963), Walter Muschg (1898–1965) oder dem Präsidenten des Schweizerischen Schriftstellerverbands Felix Moeschlin (1882–1969), aber auch von Basler Professoren wie Felix Staehelin (1873–1952), Fritz Mangold (1871–1944) oder Eduard Hoffmann-Krayer (1864–1936) sowie Regierungsrat Fritz Hauser (1884–1941), zuerst an die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und Schweizern:

«Viele Hunderte von Schweizern unserer Generation haben an reichsdeutschen Universitäten eine wissenschaftliche Förderung erfahren, auf die sie stolz sind. Und viele Tausende wissen sich der deutschen Literatur und Kunst zu unauslöschlichem Danke verpflichtet für eine kulturelle Bereicherung, die ihr ganzes Leben gehoben und verschönert hat. Wir fühlen und denken wie unsere Ahnen, die in vergangenen Jahrhunderten Scharen von bedrängten Ausländern aus ganz Europa in ihre freien Städte aufgenommen haben. [...] Ein schöner Teil des geistigen Gutes der heutigen Schweiz hat seine Wurzeln in den kulturellen Schätzen, die jene Flüchtlinge aus ihrer Heimat zu uns mitgebracht haben.»¹

Der Hinweis auf die gegenseitige kulturelle Verbundenheit ist durchaus zutreffend. Die moderne Schweizer Universitätsgeschichte ist eng mit der Anwesenheit von Schweizer Studenten in Deutschland, aber auch mit der Beschäftigung deutscher Hochschullehrer in der Schweiz verknüpft. Dennoch war das Verhältnis zwischen deutschen

1 Staatsarchiv Basel-Stadt (StABS), Erziehung X 48: Schreiben des Schweizerischen Hilfswerks für Deutsche Gelehrte, Mai 1933.

Gelehrten und Schweizer Universitäten nicht immer frei von problematischen Situationen. Die ambivalente Haltung der Schweizer gegenüber den Deutschen bekamen 1933 auch die Initianten des Hilfswerks für Deutsche Gelehrte zu spüren. Zwar konnten über 10 000 Franken gesammelt und so die Not der Vertriebenen etwas gelindert werden, was durchaus als Ausdruck der in der Schweiz bestehenden humanitären Tradition und auch als Anerkennung der Not speziell deutscher Wissenschaftler verstanden werden kann. Doch gab es andererseits insbesondere von Seiten des rechten politischen Lagers Aktionen gegen das Hilfswerk. Die Nationale Front führte in Zürich eine Protestaktion durch, und ihr Sprachrohr, die Neue Basler Zeitung, empörte sich, dass man nicht das Geld habe, unerwünschte Ausländer durchzufüttern. Hinzu kamen ideologische Vorbehalte. So betonte dieselbe Zeitung:

«[...] auch in ideeller Beziehung ist zu sagen, dass eine weitere Durchsetzung des Lehrkörpers unserer Hochschulen mit speziell marxistisch orientierten, östlichen Dozenten durchaus kein Gewinn, sondern vielmehr ein grosser Schaden für das schweizerische Universitätsleben bedeuten würde.»²

Diese rassistisch, antibolschewistisch und antisemitisch gefärbte Reaktion war kein Einzelfall. Im Dezember 1933 informierte der Erziehungsrat die Kuratel der Universität Basel, dass die Bestrebungen der Initianten, Berufsmöglichkeiten für die Bedrängten zu schaffen, nicht den erwarteten Erfolg hatten. Vielmehr musste man feststellen, dass der Widerstand «sich besonders auch in akademischen Kreisen» vor allem aus finanziellen Erwägungen geltend mache.³ Aber auch die Furcht vor der Ächtung in der deutschen Wissenschaftswelt bewog einige Schweizer Mitunterzeichner zur Vorsicht, wollten sie doch weiterhin in Deutschland publizieren.⁴

Dieses Beispiel verdeutlicht auch, dass das Verhältnis von Schweizern und Deutschen eben nicht nur durch gegenseitigen Respekt und kulturellen Austausch geprägt war. Die Spannung bezog sich auch nicht alleine auf die Zeit des Nationalsozialismus. Eine Ausdehnung des Analyserahmens auf das gesamte 19. und 20. Jahrhundert zeigt, dass eine gegenseitige Skepsis bereits zu Beginn des

2 Neue Basler Zeitung, 28. Juni 1933.

3 StABS, Erziehung X 48: Bericht des Erziehungsdepartements an die Kuratel, 20. Dezember 1933.

4 Ebd.: Schreiben des Direktors der psychiatrischen Universitätsklinik an den Erziehungsrat, 26. September 1933.

19. Jahrhunderts anzutreffen war. Fragt man nach den Gründen der Problematisierung und nach den Mechanismen der Problemlösung, so zeigt sich, dass es vor allem drei strukturelle Merkmale sind, welche die Problematisierung der fremden bzw. deutschen Professoren begünstigen: Sie kann *erstens* vor dem Hintergrund der Strukturen der einzelnen Wissenschaftssysteme, *zweitens* der gesteigerten nationalen Bewertungsmuster der Ankömmlinge und der Gastgeber und *drittens* dem durch diese Muster imprägnierten Unbehagen gegenüber dem Fremden beleuchtet werden.

Drei strukturelle Bedingungen für das Auftreten von problematischen Situationen

Im Laufe des 19. Jahrhunderts bildeten sich in westeuropäischen Gesellschaften neben den Handlungssystemen Politik (Staat) und Wirtschaft mehr und mehr auch semiautonome Systeme heraus wie etwa Religion, Kunst und Wissenschaft. Insbesondere mit den Universitätsreformen in Preussen im Zeichen des Neuhumanismus, die ihre wirkmächtigste Ausprägung in der Reform Wilhelm von Humboldts fand, bildete sich ein Handlungssystem Wissenschaft heraus. Dieses konnte neben den zentralen Aufgaben Lehre und Forschung auch den eigenen Nachwuchs ausbilden.⁵ In systemtheoretischen Termini lässt sich sagen, dass sich auf diese Weise Rollen, Organisationen und Programme klar herausbildeten, womit auch die entsprechenden Rollenerwartungen festgelegt wurden. Damit verbunden waren Vorstellungen über gesellschaftlichen Status, Bezahlung, akademische Entfaltungsmöglichkeiten, aber auch von Verhaltensmustern, Loyalität und anderem. Professoren waren gemäss diesem Schule machenden preussischen Modell in Deutschland verbeamtet und wurden wie Staatsräte besoldet. Zusätzlich konnten sie für privat gehaltene Vorträge und Prüfungen Honorare einziehen, was ordentlichen Professoren in den 1880er Jahren ein durchschnittliches Jahreseinkommen von 12 000 Mark bescherte – etwa das achtfache Gehalt eines Volksschullehrers. Der soziale Status eines Professors war dementsprechend ausserordentlich hoch. In einem System von sorgfältig abgestuften öffentlichen Rangplätzen, so Fritz K. Ringer in seiner Sozialstudie über das deutsche Bildungsbürgertum, entsprachen die Spitzen der akademischen Hierarchie beinahe

⁵ Jürgen Klüver: Universität und Wissenschaftssystem. Die Entstehung einer Institution durch gesellschaftliche Differenzierung, Frankfurt a.M. 1983, S. 71.

der Stellung von Ministern im regulären Staatsdienst.⁶ Ausserdem waren mit der Nationalisierung der Gesellschaft die Bildungsbürger zur funktional herrschenden Klasse der Nation geworden. Professoren galten als Wortführer der bildungsbürgerlichen Elite und verkörperten ihre Wertvorstellungen. Nach der Reichsgründung 1871 hatte die Trägerschaft des nationalen Gedankens jeden Ruch von Subversivität verloren, und die Professoren standen sehr loyal zum neuen deutschen Nationalstaat und seinem Kaiser. Am Rande sei erwähnt, dass auch die Studentenschaft erst im modernen Wissenschaftssystem als solche ausgebildet wurde und damit die Scholaren ablöste.⁷

Wie viele Universitäten in den deutschen Ländern war auch die Universität Basel zu Beginn des 19. Jahrhunderts in einem schlechten Zustand. Die alten Universitäten waren freie Körperschaften gewesen. Die Basler Professoren und Studenten unterstanden der Gerichtsbarkeit der Universität, was immer wieder zu Auseinandersetzungen mit den Stadtbehörden geführt hatte. Mit der Neuordnung der Universität durch das Gesetz vom 17. Juni 1818 erloschen die alten Privilegien und Pfründe, und die Universität wurde an den Kanton gebunden. Sie verstand, wie auch alle übrigen Schulen, dem neu geschaffenen Erziehungsrat, der von einem der beiden Bürgermeister präsidiert wurde. Ein Ausschuss, die Kuratel, beaufsichtigte die Geschäfte der Universität. Die Berufung von Professoren wurde vom Kleinen Rat, also von der politischen Behörde der Stadt, beschlossen; ihre Besoldung war neuen Regeln unterworfen.⁸ Dennoch konnten Professoren in Basel mit ihrem Wirken an der Universität nach wie vor kaum ein ausreichendes Auskommen verdienen. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein waren sie daher auf Nebeneinkünfte wie Zimmervermietung an Studenten, Unterricht an Privatschüler oder andere Einkünfte angewiesen.⁹ Aber auch in Basel konnte der Neuhumanismus nun Fuss fassen.

6 Fritz K. Ringer: *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933*, Stuttgart 1983, S. 43f.

7 Jürgen Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, S. 1134.

8 Als Beispiel für die spärliche Entlohnung führt Edgar Bonjour den Professor für Normale Anatomie und Physiologie, Karl Bruch, an, der als Familienvater mit dem niedrigen Gehalt von Fr. 1500 und den spärlichen Kollegiengeldern nicht wirtschaften konnte und daher jährlich finanzielle Opfer bringen musste. «Die kleinen Gehaltszulagen, die man dem verdienstvollen Dozenten bewilligte, vermochten nicht, ihn hier festzuhalten, als ihn 1855 ein Ruf nach Giessen erreichte.» Siehe Edgar Bonjour: *Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460–1960*, Basel 1960, S. 580.

9 Ebd., S. 345.

Ihn brachten Professoren mit, die in Deutschland mit diesen Ideen in Berührung gekommen waren und sich politisch auf der Seite der Liberalen betätigt hatten.

Trotz der Ähnlichkeit der Systeme in der Schweiz und Deutschland bestanden also insbesondere bei der sozialen Stellung und der Entlohnung grosse Unterschiede. Während die deutschen Universitäten Fürstenhöfen oder Königshäusernahe standen, die den Professoren – wie geschildert – ein mehr als anständiges Gehalt und soziales Prestige verleihen konnten, gehörte die Universität Basel zu einer Kaufmanns- und Handelsstadt von mittlerer Größe, die noch mit einer Mauer umgeben war. Die Universität hatte es immer wieder schwer, ihre «Nützlichkeit» für das Tagesgeschäft unter Beweis zu stellen und nicht nur einmal wurde die Forderung nach ihrer gänzlichen Abschaffung laut. Der soziale Aufstieg war in der geschlossenen Gesellschaft der Stadt für Neuankömmlinge praktisch unmöglich, das Ansehen der Professoren mit jenem z.B. in Preussen nicht vergleichbar, und auch aus finanzieller Sicht waren Anstellungen in Basel für deutsche Professoren nicht sehr interessant. Alfred Schütz folgend kann man den neuen Arbeitsort Basel als ein Feld des Abenteuers und als problematische Situation bezeichnen, die teilweise hart zu meistern war.¹⁰ Als *erste* These lässt sich daher formulieren, dass deutsche Professoren aus ihrer Lebenswelt heraus andere Rollenerwartungen hegten als ihre Schweizer Kollegen bzw. die Universität und die städtische Gesellschaft andere Erwartungen an die Professoren hatten als diese zu erfüllen bereit waren – nach Uwe Schimank ein permanenter Inter-Rollenkonflikt.¹¹

Diese Konfliktlage bestand zwar dauerhaft, dennoch lässt sich die Problematisierung der Strukturen durch deren schlichte Fest-

10 Alfred Schütz: Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch, in: Ders., Gesammelte Aufsätze II, herausgegeben von Arvid Brodersen, den Haag 1972, S. 53–69, hier S. 67. Edgar Bonjour führt das Beispiel des Extraordinariats für Römisches Recht an, das zwischen 1842 und 1852 nicht weniger als fünfmal besetzt werden musste. Von einem der Professoren, Rudolf von Jhering ist bezeugt, dass er die Basler Ansichten über das «Verhältnis von Geld und Wissenschaft, über die Stellung der Professoren» nicht teilte. «Bald schon klagte er» – so Edgar Bonjouurs Beschreibung – «über Grillen, Ingrimm über Gott und die ganze Welt, über Heimweh; er sei verwaist und vereinzelt und erliege dem verzehrenden Gefühle der Sehnsucht. [...] Die erste Gelegenheit, Basel zu verlassen, erfasste er freudig und ging schon im folgenden Jahr nach Rostock, wo er jubelte, ‹gleich wieder aus Basel wegzukommen, ist einmal ein Glück, wie es nur einem Jhering dem Glücklichen zu Theil wird.›» Vgl. Bonjour (wie Anm. 8), S. 542.

11 Uwe Schimank: Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie, Weinheim, München 2002, S. 44ff.

stellung nicht erklären. So sind die ökonomischen deutlich an soziale Gesichtspunkte geknüpft, welche insbesondere mit der Nationalisierung der Gesellschaften und im Speziellen auch der Wissenschaft in Verbindung stehen. Daher ist *zweitens* auf die Herausbildung einer Schweizer und einer Deutschen Nation im Laufe des 19. Jahrhunderts einzugehen. Nicht nur gesellte sich neben die lokalen Identitätsbilder der noch von Mauern umschlossenen Städte eine moderne Vorstellung der Eidgenossenschaft, sondern auch die Universitäten erhielten durch ihre Anbindung an städtische bzw. kantonale Gemeinwesen eine Verortung in den neuen politischen Strukturen. Die Universitäten wurden gleichsam politisiert und verloren mit ihrem alten, durch Privilegien legitimierten Status ihre politische Unabhängigkeit, während sie gleichzeitig zu einem eigenen Handlungssystem gehörten. Kulturell bildeten sie nämlich die Vorreiter einer nationalen Kultur. Die aus den Universitäten hervorgehenden Bildungsbürger waren die ersten, die das nationale Bewusstsein annahmen und vertraten.¹²

Nachdem sich der von den Bildungsbürgern vertretene Nationalismus in Deutschland durchgesetzt hatte und in der Folge den Grundstein für das Kaiserreich bildete, war der soziale Aufstieg des Bildungsbürgertums vollendet. Es gehörte zur staatstragenden Schicht, weshalb es von Fritz K. Ringer als «Mandarinentum» bezeichnet wurde. Ringer beschrieb die Funktion der «Mandarine» wie folgt: Sie «beschäftigen sich mit der geistigen Nahrung der Elite. Ihnen obliegt es, die Massstäbe der Qualifikationen für den Eintritt in die Elite aufrechtzuerhalten, und sie fungieren als deren Sprecher in kulturellen Fragen». Allerdings weist er darauf hin, dass mit der Erreichung der Ziele des Bildungsbürgertums auch gleich sein moralischer Abstieg begann, bis es in der Ära des Nationalsozialismus in sich zusammenbrach.¹³

12 Liah Greenfeld umschrieb diese «dangerous class» für Deutschland wie folgt: «From very early on, in Germany, the secular middle-class intellectuals were a group apart, with its own ethos, and opportunities, aspirations, and frustrations peculiar to it. [...] The Bildungsbürgertum identified with the aristocracy, which would not merge with them, and despised the bourgeoisie, to which they were inseparably tied. Elevated above the common lot, they remained a lower class nevertheless, and were vexed and made unhappy by their position in society. [...] The Bildungsbürger could not become a part of the society of which they aspired to be a part. They did not dispute the superiority of the nobility [...]. And they did not wish to be a part of the society with which they were in fact associated.» Vgl. Liah Greenfeld: Nationalism. Five Roads to Modernity, New York 1992, S. 293–302. Vgl. auch Ringer (wie Anm. 6), S. 28.

13 Ebd., S. 15f.

Ideologisch, so Jürgen Klüver, «war die klassische deutsche Universität auf eine weitgehende Identifikation mit den halbfeudalen Herrschaftsstrukturen des Kaiserreichs festgelegt, indem sich die Mandarine in diesen Herrschaftsformen die Rolle der Geistesaristokraten, gewissermassen der Vordenker und Lehrer der Nation zuteilten.»¹⁴ Klüver weist auch darauf hin, dass die aufkommende Industriegesellschaft als Bedrohung für das Mandarinentum begriffen wurde. Insbesondere das Sendungsbewusstsein des idealtypischen deutschen Professors und sein Selbstverständnis, Hüter und Vordenker der deutschen Kultur zu sein, evozierte problematische Situationen. Insofern kann man als *zweite These* festhalten, dass das Verhältnis von Deutschen Gelehrten und Schweizer Universitäten durch die Politisierung bzw. Nationalisierung der Wissenschaft im sich ausdifferenzierenden Wissenschaftssystem im Verlauf des (langen) 19. Jahrhunderts und frühen 20. Jahrhunderts zunehmend geprägt wurde.

Als *dritter Faktor* muss die auch in Basel bestehende Fremdenfeindlichkeit genannt werden. Wie Philipp Sarasin über die Basler Bürgerschaft zeigte, existierten Ängste bezüglich der Einwanderung – sei es aus der Basler Landschaft, anderen Schweizer Orten oder speziell aus Deutschland. Und dies, obwohl die Regierungsgewalt, die Finanz- und Wirtschaftsmacht und die höheren Bildungsmöglichkeiten in der Hand der Basler Bürger lagen. Der deutsche Anteil an der Einwanderung in Basel im 19. Jahrhundert bewegte sich im Jahrhundertmittel bei 78,5 Prozent. Zeitweise war das Kleinbasel zu zwei Dritteln von Deutschen bewohnt.¹⁵ Die Fremden waren also in der Regel Deutsche, was sich auch an der Universität zeigte. Durch die schrittweise Abschaffung der lateinischen Unterrichtssprache im Laufe des 18. Jahrhunderts wurde der Wissenschaftsmarkt auf deutschsprachige Gegenden reduziert. Fast jeder ausländische Gelehrte, der an der Universität Basel lehren konnte, war daher in irgendeiner Form als Deutscher zu bezeichnen, weshalb sich das überlieferte Misstrauen gegen Fremde letztlich fast ausschliesslich gegen Deutsche richten musste. Die Fremdenfeindlichkeit im Allgemeinen, sowie die Deutschfeindlichkeit im Besonderen, sind mit der modernen Universitätsgeschichte der Schweiz untrennbar verknüpft. Allerdings war es weniger die

14 Klüver (wie Anm. 5), S. 99.

15 Philipp Sarasin: Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft Basel 1846–1914, Göttingen 1997; Willy Pfister: Die Einbürgerung der Ausländer in der Stadt Basel im 19. Jahrhundert, Basel 1976, S. 76.

Organisation als solche oder der Lehrkörper, sondern vor allem die Studentenschaft, welche das Thema immer wieder auf den Schild hob. Sowohl für die alte Universität Basel als auch die neuen Universitäten Bern und Zürich ist Fremden- und insbesondere Juden-, Russen- und Deutschfeindlichkeit seit dem frühen 19. Jahrhundert belegt.¹⁶

Diese Abneigung verband sich immer wieder mit dem herrschenden Antiintellektualismus und dem Unverständnis gegenüber den hohen Kosten der Hochschule. Als eigentliche Wurzeln in Basel nannte Edgar Bonjour für die Mitte des 19. Jahrhunderts den kleinlichen Sparsinn sowie die politisch-radikale Opposition, die in der Universität und ihren Repräsentanten einen Herd des alten Konservatismus sah. In der Tat waren die Studierendenzahlen klein, die Kosten aber vergleichsweise hoch. Im Jahr 1850 resultierte aus der universitätsfeindlichen Stimmung der Antrag eines Grossratsmitglieds, die Universität aufzuheben und dafür eine Gewerbeschule zu gründen. Zur gleichen Zeit waren auch Angriffe auf die Berner Hochschule an der Tagesordnung. Der Unterschied zu Basel bestand allerdings darin, dass es dort die konservativen Kräfte waren, welche die Hochschule als ein Werk des Radikalismus bekämpften. Als *dritte These* lässt sich daher formulieren, dass die Konflikte zwischen Deutschen Gelehrten und Schweizer Universitäten auch darauf zurückzuführen waren, dass die Deutschen als die Fremden per se wahrgenommen und als Bildungsschicht Zielscheibe politischer Differenzen in der städtischen Gesellschaft wurden.

Die Auswirkungen der oben skizzierten schweizerisch-deutschen Beziehungen lassen sich im gesamten 19. und 20. Jahrhundert beobachten. Im Folgenden soll auf drei Epochen eingegangen und die oben genannten Strukturen an Fallbeispielen verdeutlicht werden. Diese beziehen sich auf die Zeit der sogenannten Demagogenverfolgung in Deutschland nach den Karlsbader Beschlüssen 1819, den Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die dadurch hervorgerufene Zerrissenheit deutscher Professoren zwischen Dienst am Vaterland und Dienst an der Wissenschaft sowie auf die Zeit des Nationalsozialismus.

16 Bonjour (wie Anm. 8); Beatrix Mesmer: Die Berner und ihre Universität, in: Kommission für bernische Hochschulgeschichte (Hg.): Hochschulgeschichte Berns, 1528–1984: zur 150-Jahr-Feier der Universität Bern, Bern 1984, S. 129–168; Hans Erb: Geschichte der Studentenschaft an der Universität Zürich 1833–1936. Zürich 1937.

Die Verfolgung liberaler Kräfte in den Ländern des Deutschen Bundes

Noch kurz vor dem Beginn der Universitätsreform 1813 hatte man sich in Basel gerühmt, alle Lehrstühle mit Einheimischen besetzen zu können, und die Wahlfähigkeit eines Professors war an die Bedingung des Basler Bürgerrechts geknüpft. Wenige Jahre später änderte sich dies, als auf Grund der so genannten Karlsbader Beschlüsse liberale Professoren in den deutschen Ländern als Demagogen verfolgt wurden. Dies war der Beginn der wechselvollen Beziehungen zwischen deutschen Professoren und Schweizer Universitäten. In den Befreiungskriegen gegen das napoleonische Frankreich hatten die Deutschen Burschenschaften euphorisch teilgenommen. Sie bildeten die Speerspitze der nationalen Bewegung in Deutschland, die – entgegen der Vorstellung der siegreichen Reaktion – eben keine Rückkehr zur ständischen Gesellschaft beschreiten, sondern einen liberalen Weg einschlagen wollten. Als eines der wichtigsten Ereignisse in diesem Zusammenhang erwies sich das Wartburgfest im Oktober 1817, wo sich mehr als 500 Studenten und Professoren zur ersten grossen politischen Demonstration in Deutschland versammelten. Die Redner forderten den Aufbau eines Nationalstaates und klagten insbesondere die Meinungs- und Pressefreiheit ein. Für einen Eklat sorgte die Aktion einiger radikaler Turner und Burschenschafter, welche die Schriften konservativer und «undeutscher» Autoren, sowie Herrschaftsinsignien des Ancien Régimes öffentlich verbrannten.¹⁷ Für die Herrschenden bedeutete dies eine Kampfansage an die bestehende Ordnung, weshalb Gegenmassnahmen eingeleitet wurden. Die Universitäten galten von nun an als Hochburgen der Insubordination. Gemäss einer Untersuchung von Charles Tilly machten in den Ländern des Deutschen Bundes in den Jahren 1816 bis 1829 die Studentenunruhen 13 Prozent aller erfassten Volksunruhen aus.¹⁸ Erst die Karlsbader Beschlüsse von 1819 und die daran anschliessenden Repressionen sorgten dafür, dass die Zahl der Unruhen zurückging. Als gefährlichste Aufwiegler galten die Professoren. Doch auch Studenten, insbesondere die Burschenschaft und das Turnwesen wurden ab 1819 drangsaliert. Auf Grund der Beschlüsse willigten mehrere deutsche Bundesstaaten ein, polizeiliche Ermittlungen einzuleiten. Die Universitäten wurden in den meisten Bundesstaaten der politischen Kontrolle unterworfen.

17 Thomas Oelschlägel: Hochschulpolitik in Württemberg 1819–1825. Die Auswirkungen der Karlsbader Beschlüsse auf die Universität Tübingen, Sigmaringen 1995, S. 16.

18 Charles Tilly: Kapital, Staat und sozialer Protest in der deutschen Industrialisierung, Göttingen 1980, S. 158.

Schweizer Hochschulen wurden nun für die Verfolgten trotz der spärlichen Bezahlung, der wenig ausgeprägten gelehrten Kultur in den Schweizer Städten sowie des tiefen Prestiges des Gelehrtenstandes interessant. 1819 erfolgte in Basel die erste Wahl eines aus Gotha gebürtigen Professors der lateinischen Sprache und Literatur.¹⁹ Eine Reihe weiterer Flüchtlinge erhielten danach die Gelegenheit zur akademischen Forschung und Lehre, die ihnen in ihrer Heimat verwehrt blieb.²⁰

Die Berufung von Wilhelm Martin Leberecht de Wette

Unmittelbar von politischen Verfolgungen in Deutschland betroffen war der aus Berlin stammende Theologe Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Dieser hatte 1818 die Bekanntschaft des Studenten Karl Sand und dessen Mutter gemacht, der wenig später den russischen Generalkonsul und Theaterautor August von Kotzebue ermordete, was den Anlass für die Karlsbader Beschlüsse geliefert hatte. Nach dem Mord an Kotzebue schrieb de Wette an die Mutter von Karl Sand einen Trostbrief, in welchem er dessen subjektiv empfundenen Tatmotiven mit Verständnis entgegentrat. Aus diesem Grund wurde er von König Friedrich Wilhelm III. auf Drängen seiner Berater am 18. September 1819 an der Berliner Universität fristlos entlassen.²¹ De Wette zog sich in der Folge nach Weimar zurück. Gut zwei Jahre später wurde er mit Beschluss des Kleinen Rates vom 19. Januar 1822 an die Universität Basel berufen. Eingefädelt hatte die Berufung wohl der Pfarrer zu St. Elisabethen, Karl Rudolf Wolleb (1789–1866), der sich im Juni 1821 diesbezüglich an Bürgermeister Johann Heinrich Wieland (1758–1838) gewandt hatte. Die Berufung des liberalen de Wette war in Basel allerdings keineswegs unumstritten. Namentlich erhob sich Kritik aus den Reihen der Or-

19 Bonjour (wie Anm. 8), S. 354f.

20 So fand 1821 der Mecklenburger Historiker Friedrich Kortüm (1788–1858) den Weg nach Basel. Er hatte in Halle, Göttingen und Heidelberg studiert, als Freiwilliger an den Freiheitskämpfen der Spanier und Deutschen gegen Napoleon gekämpft und im Hofwyler Institut Asyl gefunden. Kortüm wechselte bald an die Akademie nach Bern. Aber auch sein Nachfolger, der Hallenser Privatdozent Friedrich Brömmel (1791–1856) soll vom liberalen Freiheitsgedanken erfüllt gewesen sein. Siehe Bonjour (wie Anm. 8), S. 356.

21 Ernst Staehelin: *Dewettiana. Forschungen und Texte zu Wilhelm Martin Leberecht de Wettes Leben und Werk*, Basel 1956, S. 90; Oelschlägel (wie Anm. 17), S. 40. Zur Würdigung des Lebenswerks von de Wette vgl. Rudolf Smend: Ein Theologe zwischen den Fronten. Wilhelm Martin Leberecht de Wette 1780–1849, in: Hans-Peter Mathys/ Klaus Seybold (Hgg.): *Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Ein Universaltheologe des 19. Jahrhunderts*, Basel 2001, S. 11–29.

thodoxie, insbesondere von den Professoren Johann Rudolf Buxtorf (1747–1831) und Emanuel Merian (1765–1829). Die Einwände waren theologischer wie politischer Natur, denn, so Ernst Jenny in seiner Darstellung der Berufung de Wettes:

«der Erstarrung des theologischen Lebens [entsprach] die bunte Vielfalt der religiösen Schattierungen im bürgerlichen. Neben strammen Rationalisten gab es ebenso stramme Orthodoxe und Pietisten. Viele Basler Geistliche standen in der Abendmahlsfrage Luther näher als Zwingli; die Missionsanstalt war von einem Lutheraner geleitet. Basler Theologen studierten mit Vorliebe in Tübingen, das vom herrschenden Rationalismus kaum berührt war.»²²

Doch auch de Wette war sich zunächst unschlüssig, ob er den Ruf annehmen sollte. Wie er Friedrich und Henriette Schleiermacher in einem Brief berichtete, wollte er eine etwaige Berufung nach Braunschweig oder Bremen dem Basler Angebot vorziehen: «Und doch werde ich so ungern nach Basel gehen, wo ich weder Wirksamkeit noch Auskommen finde. Aber nicht wahr? Zugreifen muss ich und allenfalls ein paar Jahre an Basel aufopfern, um nur erst wieder in ein bürgerliches Verhältnis zu kommen [...].»²³ De Wette gewichtete Status und ökonomische Gründe hoch. Die Absicht, mit der er nach Basel kam, war die des Sprungbretts, und der Aussicht, von Basel aus dann eine richtige Anstellung in Deutschland zu finden. Doch, wie er bereits vier Wochen nach seiner Ankunft bekannte, fiel sein Urteil über Basel wesentlich günstiger aus als erwartet. Fast schon überschwänglich lobte er die Basler Verhältnisse:

«Und ich darf hoffen, dass ich hier sehr glücklich leben werde. Das Land umher ist ein Paradies; die Leute sind sehr gutherzig und besonders gegen mich gefällig; mein Wirkungskreis ist klein, aber tiefgreifend, da ich auch Mitglied des Kirchenraths bin; nur der einzige Punkt – die Oekonomie – macht mir Sorge, da es hier in manchen Stücken sehr theuer ist. Aber ich hoffe, dass auch dafür wird gesorgt werden.»²⁴

Die Universität Basel geriet bereits fünf Jahre nach den Karlsbader Beschlüssen 1824 ins Visier des preussischen Staates, als der König allen seinen Untertanen das dortige Studium unter Androhung des Verlustes jeglicher Anstellungsfähigkeit und fiskalischer Ahndung

22 Ernst Jenny: Wie De Wette nach Basel kam, in: *Basler Jahrbuch* 1941, S. 51–78, hier S. 68.

23 De Wette an Friedrich und Henriette Schleiermacher, 11. und 12. Oktober 1821, in: Staehelin (wie Anm. 21), S. 107.

24 De Wette an Heinrich Hirzel, 2. Juni 1822. In: Ebd., S. 119.

gegen die Eltern verbot. Angeprangert wurden die «Umtriebe» der Demagogen und burschenschaftliche Umtriebe in Basel. An der Universität lehrten zu jener Zeit neben dem aktenkundlichen Demagogen de Wette, Carl Gustav Jung (1793–1860), Karl Follen (1796–1840), Wilhelm Snell (1789–1851), Wilhelm Wesselhöft (1794–1858) und de Wettes Schwiegersohn Karl Beck (1798–1866). Die Basler Regierung weigerte sich zunächst, das königliche Verbot den aus Preussen stammenden Studenten mitzuteilen. Die preussische Kampagne konzentrierte sich vor allem auf Follen. Er hatte, als eine Art Jakobiner, Selbstregierung, bürgerliche Freiheit und Tyrannenmord gepredigt und agitierte offenbar auch von Basel aus heimlich unter der deutschen Jugend für seine Ideen. Wesselhöft und Beck hatten in der Zwischenzeit die Schweiz bereits Richtung Vereinigte Staaten von Amerika verlassen, die restlichen Professoren wurden von Basel gestützt. Der eidgenössische Vorort und die Tagsatzung forderten Basel jedoch zum Nachgeben auf, um die Beziehungen zu Preussen wegen einiger Flüchtlinge nicht aufs Spiel zu setzen. Follen löste das Problem, indem er heimlich Basel verliess. Snell hingegen schwor unter Eid, die Stadt nicht zu verlassen.²⁵ Die Spannungen mit Preussen blieben allerdings bestehen. Noch in den 1830er Jahren wurde Wilhelm Wackernagel (1806–1869) das preussische Heimatrecht entzogen, weil er in Basel lehrte.

De Wette identifizierte sich bald gänzlich mit der Universität und der Stadt. Als erstem Universitätslehrer überhaupt, wenn auch nicht als erstem Deutschen, wurde ihm 1829 die ehrenvolle Einbürgerung zuteil.²⁶ Als im Januar 1831 der Aufstand der Landschaft gegen die Stadt ausbrach, meldete auch er sich zur bewaffneten Verteidigung.²⁷ Der Universität Basel blieb er als ordentlicher Professor für Biblische, Systematische und Praktische Theologie bis zu seinem Tod 1849 verbunden.²⁸

An de Wettes Basler Werdegang zeigt sich, dass auch er – wie bereits erwähnt – mit der Befürchtung des sozialen Abstiegs nach Basel kam, weil er andere Erwartungen an seine Rolle als Professor hegte als Basel sie ihm bieten konnte. Doch freundete er sich schnell mit der Stadt an. Dies wurde ihm auch deshalb erleichtert, weil die politischen Umstände noch vom Kampf zwischen Konservativen

25 Bonjour (wie Anm. 8), S. 388f.

26 Pfister (wie Anm. 15), S. 76.

27 De Wette an Amalie von Voigt, 13. Januar 1831, in: Staehelin (wie Anm. 21), S. 151.

28 Ernst Staehelin: Wilhelm Martin Leberecht de Wette 1780–1849, in: Ders. (Hg.): Professoren der Universität Basel aus fünf Jahrhunderten, Basel 1960, S. 116.

und Liberalen sowie den Trennungswirren, und noch nicht von Nationalstaaten geprägt waren. Erst aus den 1850er Jahren sind erste Konflikte zwischen Deutschen und den Schweizer Hochschulen bekannt, als es um die Gründung einer gesamtschweizerischen Universität ging. Zudem gelang es de Wette, sich über seine Tätigkeit im Kirchenrat und seine Beziehung zu einer Basler Bürgerstochter Eingang in die Basler Gesellschaft zu verschaffen.

Das Deutsche Kaiserreich und die Nationalisierung der Wissenschaft

Die Gründung des Kaiserreiches 1871 brachte ein erstarktes deutsches Selbstbewusstsein mit sich. Hinzu kam eine immer engere wirtschaftliche und personelle Verflechtung zwischen Deutschland und der Schweiz, die sich unter anderem in der Bedeutung der deutschen Presse, der Buchverleger und des Tourismus ausdrückte. Besonders der akademische Austausch war mannigfaltig und rege.²⁹ Die Gründung des Deutschen Reiches rief spürbar Bewunderung, aber auch Skepsis hervor. Die Einwanderung von Deutschen in die Schweiz nahm zu, und nicht immer war die Absicht zu erkennen, sich in der neuen Heimat zu integrieren. Zudem riefen die Versuche der Reichsregierung, die Politik gegen die Sozialisten auch in die Schweiz zu tragen, immer wieder Polemiken hervor. Insbesondere der Militarismus von Bismarck und Kaiser Wilhelm II. fand zwar in den bürgerlichen Oberschichten viele Bewunderer, war beim einfachen Volk aber wenig populär.³⁰ Zugleich herrschte in der Schweiz ein forciertes Nationalismus. Die irredentistischen Bewegungen in Italien und Deutschland sowie der Neuenburger- und Savoyerhandel 1856 bzw. 1860, noch mehr aber der deutsch-französische Krieg 1870/71 und das Erlebnis der Kapitulation der Bourbaki-Armee hatten die Schweiz weiter zusammen geschweisst.

Auch auf die Universitäten bezogen kann man in beiden Ländern von einer Nationalisierung sprechen. Immer wieder wurde über die Anwesenheit ausländischer Professoren debattiert. Als Andreas Heusler (1865–1940) zu den Plänen für eine Bundesuniversität im Jahre 1891 Stellung bezog, durfte die Furcht vor ausländischem Einfluss nicht fehlen: Die Eidgenossenschaft, so Heusler, werde es

29 Hans Ulrich Jost: Bewunderung und heimliche Angst: Gesellschaftliche und kulturelle Reaktionen in Bezug auf das deutsche Kaiserreich, in: Georg Kreis/Regina Wecker (Hgg.): Deutsche und Deutschland aus Schweizer Perspektiven, Basel 2007, S. 17–45, hier S. 20.

30 Ebd.

bald zu ihrem empfindlichen Schaden spüren, wenn fünf angesehene Städte aufgehört hätten, Sitze wissenschaftlichen Lebens und geistiger Kulturen zu sein. Dafür entschädigte nicht eine Wolke ausländischer Professoren, die unter sich ihr Wesen treiben und gelehrte und ungelehrte Bücher produzieren würden.³¹ Bei den Ausländern handelte es sich wohl vor dem geistigen Auge Heuslers um – unter Umständen jüdische – Deutsche. Mit Blick auf die ausländischen Studenten standen die russischen Studenten und noch mehr die russischen Studentinnen im Fokus. Aus der Universität Bern ist bekannt, dass im Jahr 1906 rund 40% aller immatrikulierten Studenten aus Russland stammten und insgesamt 819 Ausländern 766 Schweizer gegenüber standen. Einheimische Studierende beklagten sich unter anderem, «dass die Russen die Hörsäle füllten und den Schweizern die Plätze versperrten, sich frech benahmen, sich um die Kollegiengelder drückten, und dergleichen mehr.»³² Besondere Kritik provozierte zudem, dass ausländische Studenten im Gegensatz zu den Schweizern keine Maturität für die Immatrikulation vorweisen mussten.³³

Fassbar wurde die Nationalisierung der Universitäten beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der die nationalen Emotionen aller Orten in Wallung brachte.³⁴ Der Dienst für das Vaterland löste bei einer Reihe von deutschen Professoren in Basel den eingangs erwähnten Rollenkonflikt aus: Sollten sie sich für den Dienst im Felde oder für den Dienst an der (Schweizer) Wissenschaft entscheiden? Dieser Konflikt lässt sich an Hand der Korrespondenz der betreffenden Professoren mit der Universität deutlich erkennen. Nicht wenige Basler Professoren waren betroffen. Dabei sollen zwei Fälle herausgehoben werden: Otto Eger, Ordinarius für Römisches Recht, der als neuer Rektor bereits gewählt war, musste genau so zum Wehrdienst einrücken wie Hans Hecht, Ordinarius für Anglistik.

31 Bonjour (wie Anm. 8), S. 459.

32 Karl Huber: Wie es kam. Erinnerungen eines Mitgründers 1906–1908, in: Die Freistudentenschaft der Universität Bern 1906–1956. Festschrift zur Fünfzigjahrfeier, Bern 1956, S. 11–23.

33 Ebd.

34 Zuvor schon kam es zu Unstimmigkeiten im Zeichen des Nationalismus. Edgar Bonjour berichtet über den Fall des Historikers Julius von Pflugk-Harttung, der während des Konfliktes zwischen Bismarck und der Schweiz 1889 in einer Hamburger Zeitung «taktlose, schweizerfeindliche Artikel, die ihn in seinem Gastland allgemeiner Verachtung preisgaben» veröffentlichte. Der Konflikt endete in der Aufforderung der Kuratel, Pflugk-Harttung möge seine Demission einreichen. Bonjour (wie Anm. 8), S. 690.

Otto Eger und Hans Hecht

Otto Eger (1877–1949) wurde im März 1910 zum ordentlichen Professor für römisches Recht nach Basel berufen. Im Dezember 1913 wählte man ihn zum Rektor für das Jahr 1914, doch weil er als deutscher Reserveoffizier in den Krieg musste, führte der Prorektor ab Oktober 1914 die Geschäfte. Zugleich erwirkte Eger eine bedeutende Gehaltserhöhung, indem er einen Ruf an die Universität Prag ins Spiel brachte.³⁵ Die Universität befand sich in einer schwierigen Lage, denn neben den Deutschen mussten auch viele Schweizer Dozenten in den Armeedienst. Das Erziehungsdepartement bat Eger im März 1915 denn auch, so bald wie möglich zurückzukommen, als es ihm schrieb:

«Es ist Ihnen gewiss bekannt geworden, dass unsre juristische Fakultät seit Beginn des Krieges sich in einer unerwünschten Lage befindet. Herr Prof. iur. Rück ist ins Feld gezogen – wir wissen nicht, wo er ist –, Herr Prof. Dr. iur. Meister ist gefallen, so dass sie z. Zt. nur noch 2 ordentliche Professoren hat statt fünf, da für Prof. Meister noch kein Ersatz gefunden worden ist. Wir befinden uns tatsächlich in einer misslichen Lage und fragen Sie daher an, ob es Ihnen denn durchaus unmöglich ist, für das Sommersemester Urlaub zu erhalten und zu lesen.»³⁶

Wie Eger den Rollenkonflikt zwischen Universitätsprofessur und Offiziersrang löste, ist in diesem Fall unbekannt. Dass er sich aber innerlich für Deutschland entschieden hatte, zeigt, dass er im September 1917 einen Ruf an seine Heimuniversität Giessen annahm, aus «patriotischen Gründen», wie es in den Akten der Universität Basel heißt. In Giessen musste er denn auch keine Rücksicht auf seinen Status als Universitätsprofessor nehmen, um politisch aktiv zu werden. 1919 gründete er ein studentisches Freikorps, schützte dessen Mordtaten, beteiligte sich an rechtsnationalistischen Heldenverehrungen und nahm Doktorarbeiten mit nationalsozialistischem Inhalt an. Im Oktober 1940 trat er der NSDAP bei. Nach dem Ende des NS-Regimes wurde er entlassen.³⁷

35 StABS, Protokolle T 2, 13: Protokoll der Sitzung der Kuratel, 3. November 1914. Zu Eger vgl. auch Bonjour (wie Anm. 8), S. 808.

36 StABS, Erziehung Z 11: Erziehungsdepartement an Otto Eger, 8. März 1915.

37 Zu Otto Egers politischer Tätigkeit gibt es in jüngster Zeit eine reichhaltige Literatur. Siehe Peter Chroust: Giessener Universität und Faschismus. Studenten und Hochschullehrer 1918–1945, Münster 1994; Bruno W. Reimann: Avantgarden des Faschismus. Studentenschaft und schlagende Verbindungen an der Universität Giessen 1918–1937. Analyse, Frankfurt a.M. 2007; Jörg-Peter Jatho, Gerd Simon: Giessener Historiker im Dritten Reich, Giessen 2008.

Eger hatte der Universität Basel nur während weniger Jahre die Treue gehalten, einen Ruf nach Prag zu Gunsten eines höheren Gehaltes ausgeschlagen und dies während des Krieges, in welchem er teilweise beurlaubt war. Die Universität versuchte, ähnliche Erfahrungen zu vermeiden, indem sie als Nachfolger den gebürtigen Basler August Simonius wählte, der 38 Jahre lang im Amt blieb.

Als zweiter Fall soll der des Anglisten Hans Hecht beleuchtet werden. Hecht, der in Mannheim Abitur gemacht, in Oxford studiert, in Berlin promoviert und in Bern habilitiert hatte, wurde im Sommer 1908 nach Basel berufen. Dabei hatte seine Herkunft durchaus eine Rolle gespielt, denn die Kuratel bedauerte in ihrem Bericht, «keinen Schweizer in Vorschlag bringen zu können», was sie um so mehr begrüsst hätte, weil sie sich bewusst war, «dass der zur Zeit zu wählende Extraordinarius nach Revision des Universitätsgesetzes voraussichtlich in die etatmässige Professur für englische Sprache und Literatur einrücken wird».³⁸

Hecht war ein klassischer Vertreter des deutschen Bildungsbürgertums, das zu den stützenden Schichten des Kaiserreiches gehörte. Dies zeigte sich insbesondere beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Wie andere Professoren auch musste er als Reserveoffizier einrücken. Hans Hecht – der sich in den Semesterferien in Frankfurt am Main aufhielt – schrieb bereits in der ersten Kriegswoche, am 7. August 1914 an den Regierungsrat: «Der Ausbruch des Krieges wird es mir voraussichtlich unmöglich machen, rechtzeitig auf meinen Posten zurückzukehren.» In einer Art Testament schlug er Vertretungen und im Todesfall einen Nachfolger vor.³⁹ Die Kuratel aber war zuversichtlich, dass Hecht bereits im Sommer 1915 wieder lesen konnte und sah sich auch angesichts der valablen Vertretung durch Prof. Bernhard Fehr (1876–1938) aus Dresden bei der Besetzung der Stelle nicht zur Eile veranlasst.⁴⁰ Doch die Hoffnung auf Hechts baldige Rückkehr zerschlug sich mit zunehmender Kriegsdauer. Hecht geriet in einen Konflikt zwischen seinen Rollen als deutscher Offizier einerseits und als Universitätsprofessor andererseits. Zu Beginn des Krieges schien er seine Vaterlandspflicht aber höher zu gewichten, wie aus einem Brief an die Kuratel hervorgeht:

«Ich bin gezwungen, die hohe Kuratel um Urlaub für das laufende Winter-Semester zu bitten, da ich, wie bekannt, im Kriegsdienste des Reiches stehe. Das Ende des Feldzuges ist noch nicht abzusehen. Es gibt

38 StABS, Erziehung CC 18a: Erziehungsdepartement an Regierungsrat, 30. Juni 1908.

39 Ebd.: Hans Hecht an Regierungsrat, 7. August 1914.

40 Ebd.: Kuratel an Erziehungsdepartement, 2. Oktober 1914.

nur eines: die vollständige Vernichtung unserer Gegner. Ein stärkerer Wille hat niemals ein Volk vorwärts getrieben, gewaltigere Kräfte sind niemals in Bewegung gesetzt worden.»⁴¹

Noch im Frühjahr 1915 hörte man in Basel von Hecht ähnlich patriotische Töne, wobei sich das Problem zuzuspitzen schien, insbesondere, weil die Universität sich um die Weiterführung der Lehre sorgte. Hecht hatte für diese Haltung Verständnis, wobei er wie schon 1914 klar betonte, worin er in der aktuellen Kriegssituation seine Aufgabe sah:

«Vielmehr bin ich entschlossen, im Dienste meines Vaterlandes so lange stehen zu bleiben, als Leib und Seele zusammenhalten, oder bis ein ruhmvoller Frieden den Sieg unserer Waffen und die unantastbare Reinheit unsrer Absichten gekrönt hat. Eisern und unlösbar sind wir alle aneinander gekettet, von Heerführer herab bis zum gemeinen Mann. Der Zwang dieser unerhörten Zeit beherrscht uns und zeigt uns die Wege an, die wir ohne zu fragen und ohne zu schwanken gehen werden, bis das Ziel erreicht ist, dem wir mit der Macht eines Naturgesetzes entgegenstreben. Mir scheint, dass der Eine, der hier zaudern oder seinem Denken eine abweichende Richtung geben wollte, auf dem Ganzen einen Makel zurückliesse; und dieser Eine bin ich nicht. Dass ich die Konsequenzen, die eine hohe Regierung aus meiner Ablehnung ziehen kann, auf mich zu nehmen bereit bin, und zwar ohne im geringsten in meiner Anhänglichkeit an die Basler Universität irre zu werden, bedarf kaum der Erwähnung.»⁴²

Das Erziehungsdepartement brachte nun erkennbar weniger Verständnis für Hechts Haltung auf und drohte ihm, ab Herbst 1915 die Gehaltszahlungen einzustellen, falls er bis dahin nicht zurückgekehrt sein sollte.⁴³ Als Reaktion bot Hecht seine Demission für den Fall an, dass die Neubesetzung der Stelle verlangt würde. Das Kriegsende war aber weiter nicht in Sicht, und eine Entscheidung wurde vorerst keine gefällt. Im März 1916 schien man an der Universität die Stellvertretung Hechts nicht mehr gewährleisten zu können. Aus diesem Grund schrieb das Erziehungsdepartement erneut an Hecht:

«Sollte der Krieg noch länger dauern, so würden wir uns schliesslich, wenn auch höchst ungern, veranlasst sehen, von Ihrem Anerbieten vom 19. Mai 1915 Gebrauch zu machen und Sie zu bitten, Ihre Demission einzu-

41 Ebd.: Hans Hecht an Kuratel, 10. Oktober 1914.

42 Ebd.: Hans Hecht an die Kuratel, 5. März 1915.

43 Ebd.: Erziehungsdepartement an Hans Hecht, 2. Mai 1915.

reichen. Dieser Schritt wäre uns peinlich. Wir hoffen aber bis etwa zum Monat Juni lasse sich vielleicht doch noch eine gute Vertretung finden, so dass wir Sie nach dem Kriege wieder haben würden, allerdings sollten wir dann darauf rechnen können, Sie nicht gleich wieder zu verlieren.»⁴⁴

Abgesehen von der Langmut der Basler Behörden wird aus der letzten Bemerkung ersichtlich, dass man in Basel trotz dem eigenen Entgegenkommen immer wieder damit rechnete, dass deutsche Professoren einen Ruf an eine deutsche Universität nicht ablehnen würden. Diese Befürchtung wird auch aus einem Brief des Erziehungsdepartements an die Kuratel im Dezember 1916 erkennbar, in dem es heisst:

«Unseres Erachtens wird es Herrn Prof. Hecht im Fall seiner Demission nicht schwer fallen, nach Beendigung des Kriegs in Deutschland eine Anstellung zu finden; es scheint uns auch nicht ausgeschlossen zu sein, dass er bei der Belassung beim jetzigen Zustande über kurz oder lang einem Ruf in sein Heimatland Folge leisten würde.»⁴⁵

Anfang 1917 war es mit der Geduld dann offenbar vorbei. In einem Schreiben vom 10. Januar teilte die Kuratel dem Erziehungsdepartement mit, dass sie beantrage, Hans Hecht einzuladen, seine Demission einzureichen, und den Lehrstuhl neu zu besetzen. Darauf antwortete Hecht mit Verständnis, wenn er auch betonte, dass er gerne zurückkehren würde. Dabei stellte er in einem Schreiben an den Regierungsrat die Vaterlandspflichten eines deutschen Offiziers erneut seinen beruflichen Verpflichtungen als Professor in der Schweiz entgegen:

«Das Deutsche Reich kämpft seinen entscheidenden Kampf. [...] Wer, dessen Arm die Waffe noch tragen kann, dessen Auge noch klar, dessen Herz noch unverfälscht ist, darf da im Dienste versagen? Wie würden Sie, verehrter Herr Regierungsrat, in ähnlichem Falle einen Schweizer Bürger einschätzen, der um der guten Krippe willen sein gefährdetes Vaterland im Stiche liesse? [...] Wie nun, wenn ich, ihr Führer, [meine Soldaten] verliesse, um in *sicherer Neutralität* meinem Friedensberufe nachzuhängen, mein Haus zu pflegen, auf dass kein Stein sich verrücke, kein Ziegel abfalle, und der Kochtopf ja nicht vom Feuer komme? *Ich könnte dem Armseligsten meiner Leute nicht mehr in die Augen sehen*, wenn ich ihm später einmal wieder begegnen sollte, und müsste über mich selbst das Urteil fällen: gewogen und zu leicht befunden!»⁴⁶

44 Ebd.: Erziehungsdepartement an Hans Hecht, 16. März 1916.

45 Ebd.: Erziehungsdepartement an Kuratel, 28. Dezember 1916.

46 Ebd.: Hans Hecht an Regierungsrat, 22. Februar 1917.

Offenbar konnte Hecht die Basler Behörden mit seiner Pflichtrhetorik überzeugen, denn die Kuratel beantragte am 2. Mai 1917 dem Erziehungsdepartement die Verlängerung seiner Beurlaubung. Aus Dankbarkeit für das Entgegenkommen der Universität verpflichtete sich Hecht nach Kriegsende, drei Jahre lang keinen Ruf an eine andere Universität anzunehmen. Immerhin hielt er sich daran, denn er wechselte erst im Mai 1922 an die Universität Göttingen.

Damit war die Beziehung zwischen Hans Hecht und der Universität Basel aber noch nicht beendet. 1935 wurde Hecht in Göttingen frühzeitig emeritiert. Trotz seiner patriotischen Haltung und seines Kriegseinsatzes im Ersten Weltkrieg entfernten ihn die Nationalsozialisten als «Halbjude» aus seinem Amt. Hecht versuchte, im Ausland eine Anstellung zu erlangen. In Basel wandte er sich an seinen alten Bekannten Andreas Heusler, der sich aber nicht für ihn einsetzen mochte und im Übrigen die Entfernung der Juden aus dem öffentlichen Leben in Deutschland begrüßte.⁴⁷ Auch die Emigration nach England misslang. Immerhin bezog er vom Kuratorium der Universität Göttingen eine monatliche Pension. Dank seiner nicht jüdischen Frau erhielt er Lebensmittelkarten. Sie soll ihn auch daran gehindert haben, den gelben Stern zu tragen, ebenso bestärkte sie ihn, seinen Pass nicht abzugeben, so dass er reisen konnte. Hans Hecht überlebte den Krieg nur um ein halbes Jahr. Pläne, ihn an die Berliner Humboldt-Universität zu berufen, wurden durch seinen Tod gegenstandslos.⁴⁸

Im Gegensatz zu seinem Kollegen Otto Eger hatte Hans Hecht Basel nicht als Sprungbrett genutzt, sondern kam der Universität insofern entgegen, dass er den Ruf nach Göttingen erst im Jahr 1922, also vierzehn Jahre nach seiner Ankunft, annahm. Dennoch war für ihn immer selbstverständlich, dass er seine Loyalität gegenüber dem Kaiserreich höher gewichtete als seine beruflichen Pflichten eines Schweizer Universitätslehrers. Entspricht dies dem gängigen Bild, so ist das Entgegenkommen der Universität bemerkenswert, denn gerade im Fall Hecht hätten durchaus geeignete Nachfolger bereit gestanden. Die Gründe für dieses Entgegenkommen sind in den Quellen schwer zu fassen. Neben rechtlichen Aspekten dürfen auch Sympathien gegenüber dem Kaiserreich eine Rolle gespielt haben, die für einen Teil der deutschschweizer Oberschicht nicht untypisch waren.

47 Frank-Rutger Hausmann: Anglistik und Amerikanistik im «Dritten Reich», Frankfurt a.M. 2003, S. 65.

48 Ebd., S. 72ff.

Die Deutschen nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten

Dass deutsche Gelehrte, die in Deutschland ab 1933 aus ihren Ämtern verjagt wurden, kaum an Schweizer Universitäten Platz finden konnten, haben der erfolglose Versuch von Hans Hecht, wieder in die Schweiz zu kommen, und die eingangs geschilderte Geschichte des Hilfswerks für Deutsche Gelehrte gezeigt. Zeitgleich lehrten in Basel aber auch eine Handvoll überzeugte Nationalsozialisten oder Gelehrte, die sich mit dem Nationalsozialismus arrangierten. Deutsche Wissenschaftler im Ausland wurden von der Auslandsorganisation der NSDAP systematisch erfasst und zu einer nationalsozialistischen Weltanschauung ermahnt.⁴⁹ Wiederholt hatten sich die Kuratel und das Erziehungsdepartement mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Allerdings fiel die Mehrzahl der in der Schweiz lehrenden Deutschen nicht unter die beschriebene Kategorie. Die Basler Behörden taten sich denn auch schwer mit entsprechenden Vorwürfen an einzelne Kollegen. Im Folgenden soll auf die Fälle des Professors für systematische Theologie, Adolf Köberle, und des Professors für Anatomie, Werner Gerlach, eingegangen werden. Beide vertraten nationalsozialistisches Gedankengut und arrangierten sich auf unterschiedliche Weise mit dem Rollenkonflikt als Deutsche und als Schweizer Universitätsprofessoren.⁵⁰ Dieser Rollenkonflikt war insofern von grosser Tragweite, als nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs eine kriegerische Konfrontation zwischen Deutschland und der Schweiz zeitweise nicht auszuschliessen war.

Adolf Köberle

Adolf Köberle (1898–1990) war 1928 als Professor für systematische Theologie an die Universität Basel berufen worden; eine Professur, die vom Verein zur Förderung christlich-theologischer Wissenschaft gestiftet wurde. Köberle stammte aus Bayreuth und hatte in Tübingen habilitiert. Lange Jahre hatte er das Missionsseminar in Leipzig geleitet. Seine Lehre wurzelte in der speziell lutherischen Tradition der Theologie, er bekannte aber auch, von der Theologie

49 Hellmut Kirchner: Der deutsche Wissenschaftler im Auslande, in: Jahrbuch der Auslandsorganisation der NSDAP 1940, Berlin 1940, S. 263–275.

50 «Die dem deutschen Menschen arteigene Weltanschauung ist heute der Nationalsozialismus. Der deutsche Wissenschaftler draussen soll und muss demnach sein der nationalsozialistische Wissenschaftler.» Ebd., S. 269.

Karl Barths gelernt zu haben.⁵¹ Seine theologische Haltung wurde von Gotthold Müller als «konservative Modernität» bezeichnet, sein Lebenswerk stand unter der biblisch-lutherischen Grund-Ausrichtung (Rechtfertigung) und einem vom württembergischen Pietismus beeinflussten Realismus.⁵²

Köberle war zwar einer der wichtigen Vertreter der bekennenden Kirche. Dies steht aber, gemäss Wolfgang Gerlach, nicht in Widerspruch zur Sympathie mit dem Nationalsozialismus. «Es brauchte erst noch Jahre,» so Gerlach, «bis viele ehrbare Christen vom Traum eines deutschen Vaterlandes erwachten und sich realiter einem tyrannischen Führerland konfrontiert sahen [...].»⁵³ Köberles rege Vortragstätigkeit in Deutschland – er war auch nach 1933 auf Vortragsreisen in Chemnitz, Leipzig und Königsberg, oder 1938 in Hamburg – steht also kaum in Widerspruch zu seiner theologischen Grundausrichtung. Für seine Nähe zum nationalsozialistischen Gedankengut gab es schon frühe Hinweise. Im September 1933 veröffentlichte er im Christlichen Volksdienst eine Predigt mit dem Titel «Die Judenfrage im Lichte der Christusfrage», die gemäss der Studie von Gerlach verdeutlicht, mit welchem von Kirche und Christentum ausgehenden geistigen und geistlichen antijüdischen Klima das Judentum in den Folgejahren zu rechnen hatte. Als grosse Gefahr für alle Völker betrachtete Köberle den «säkularen, religionslosen» Juden, den er folgendermassen beschrieb:

«Er hat auch dem letzten Rest von Gottesglauben und Gottesfurcht in seinem Herzen den Abschied gegeben. Sein Ideal ist der Geist der französischen Revolution, der Geist des Liberalismus und Materialismus, des Marxismus und Bolschewismus, aber auch, wenn es gerade sein kann, der Geist des skrupellosen Mammonismus und der unbegrenzten zäsarischen Weltherrschaftsgier. Überall, wo es etwas zu zersetzen gibt, zu zerstören gilt, heisse es Ehe und Familie, Vaterlandsliebe oder christliche Kirche, Zucht und Ordnung, Keuschheit und Anstand, überall, wo es etwas zu gewinnen gibt, da ist er dabei, da ist er vorne dran mit geistreich witzelndem Spott, mit klug geschäftiger Begabung, mit zäh wühlender Energie.»⁵⁴

51 Bonjour (wie Anm. 8), S. 523.

52 Gotthold Müller: Rechtfertigung, Realismus, Universalismus in biblischer Sicht. Festschrift für Adolf Köberle zum 80. Geburtstag, Darmstadt 1978, S. IX.

53 Wolfgang Gerlach: Als die Zeugen schwiegen: Bekennende Kirche und die Juden, Berlin 1993, S. 35.

54 Zitat nach ders., S. 33. Dort auch das Folgende.

Gegen diesen Typus von Juden müssten – so Köberle – «die Völker leidenschaftlich ankämpfen», nämlich gegen das «Überhandnehmen eines solchen jüdischen Fluidums in Kunst und Presse, in Film und Literatur, in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik.» Obwohl er im zweiten Teil der Predigt diese antisemitische Sichtweise zu grossen Teilen zurücknahm, offenbarte Köberle seine «deutsche» Sichtweise des Judentums. Diese eindeutige Predigt blieb für ihn in der Schweiz aber zunächst folgenlos.

Erst 1938 wurde Köberles Haltung kritischer wahrgenommen. In einem Schreiben an den Präsidenten des evangelisch-reformierten Kirchenrates, Alphons Koechlin (1885–1965), wies der Rektor des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasiums, Paul Buchner (1892–1978), darauf hin, dass Köberle am 13. März 1938 an einer Heldengedächtnisfeier für die Gefallenen des Weltkrieges in Zürich teilgenommen habe.⁵⁵ Gemäss der beiliegenden Abschrift eines Artikels aus dem Deutschen Nachrichtenblatt, dem Mitteilungsblatt der deutschen Kolonie in der Schweiz, soll Köberle in seiner Gedächtnisrede Folgendes gesagt haben:

«In Dankbarkeit und Treue gedenken wir ihrer. Sie schufen die Grundlage für den Wiederaufstieg Deutschlands, dessen Zeugen wir gerade jetzt freudigen Herzens geworden sind. Unser Deutschland lebt wieder in Grösse, Macht & Herzlichkeit und wir haben die Gewissheit, dass wir nicht mehr ehr- und wehrlos im Kreise der Völker dastehen.»

Der besorgte Buchner kommentierte diesen Satz wie folgt:

«Wir streiten Herrn Prof. Dr. Koeberle nicht das Recht ab, als Deutscher zu denken und zu handeln, und vielleicht wird und muss heute jeder Deutsche so sprechen. Ein anderes ist es aber, ob wir zulassen wollen, dass unsere sehr leicht beeinflussbare Jugend Kurse besucht, die von jemandem gehalten werden, der auf einem grundsätzlich anderen Boden steht als wir. [...] Die politischen Ereignisse zeigen mit aller Deutlichkeit, dass es für die Schweiz nur eine grosse Gefahr gibt, und diese ist, von *innen ausgehöhl*t zu werden.»

Der Kirchenrats-Präsident untersuchte den Vorfall und stellte am 11. Juni 1938 fest, Köberle habe dergleichen nicht gesagt, sondern die Worte des Deutschen Konsuls in Zürich wären ihm in den Mund gelegt worden. Koechlin nahm Köberle in Schutz, in dem er darauf hinwies, dass Köberle «ja von hiesiger deutscher Seite aus genügend

55 StABS, Universitätsarchiv VIII 11,2 n: Rektor des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasiums an Alphons Koechlin, 23. Mai 1938. Dort auch das Folgende.

bedrängt und verdächtigt wird, weil er den von dort an ihn gestellten Forderungen nicht entspricht.»⁵⁶ Damit war die Sache ausgestanden, jedoch nicht, weil der Vorfall von den Behörden als nicht ernst genug angesehen worden wäre. Vielmehr vermutete die Kuratel, dass Köberle bald einen Ruf an die Universität Marburg oder an eine andere deutsche Universität bekommen werde, womit das Problem elegant gelöst wäre.⁵⁷ In der Tat nahm Köberle 1940 einen Ruf an die Universität Tübingen als Nachfolger seines ehemaligen Lehrers Karl Heim (1874–1958) an. Köberles Gesinnung ist weder aus den Akten noch aus den Ausführungen seiner Zeitgenossen (wie z.B. Karl Barth) herauszuspüren. Das Indiz der Berufung an eine nach dem Führerprinzip umgestaltete Universität legt jedoch eine Konformität mit dem NS-Regime nahe, insbesondere, weil in Tübingen von den 160 Mitgliedern des Lehrkörpers nur gerade 31 nicht der NSDAP angehört haben.⁵⁸

Werner Gerlach

Ein eindeutiger Fall hingegen war jener des Professors für pathologische Anatomie und Vorstehers der pathologisch-anatomischen Anstalt, Werner Gerlach (1891–1963), der offenbar 1935 an einem nationalsozialistischen Studentenlager in Überlingen am Bodensee zusammen mit dem designierten deutschen Gauleiter in der Schweiz, Wilhelm Gustloff, teilgenommen hatte. An diesem Anlass wurden Studenten für ihr Verhalten in der Schweiz instruiert. Gerlach fiel ausserdem negativ auf, weil er die Unterstützung von Emigranten in Frankreich, für die im Mädchengymnasium, welches seine Tochter besuchte, geworben worden war, offen kritisierte und sein Geld lieber an «hungernde Rassegenossen» geopfert hätte.⁵⁹ Der Kuratelspräsident Ernst Thalmann (1881–1938), ein überzeugter Gegner des Nationalsozialismus, fasste den Entschluss, gegen Gerlach ein

56 Ebd.: Alphons Koechlin an den Rektor des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasiums, 11. Juni 1938.

57 Ebd., Protokolle T 2, 13: Protokoll der Kuratel, 20. April 1938.

58 Uwe-Dietrich Adam: Hochschule und Nationalsozialismus, Tübingen 1977, S. 153; Leonore Siegele-Winschkewitz: Geschichtsverständnis angesichts des Nationalsozialismus. Der Tübinger Kirchenhistoriker Hanns Rückert in der Auseinandersetzung mit Karl Barth, in: Dies./Carsten Nicolaisen (Hgg.): Theologische Fakultäten im Nationalsozialismus. Göttingen 1993, 113–144, hier S. 141f. Köberles Akte wurde im Tübinger Universitätsarchiv nicht abgeliefert.

59 StABS, Erziehung AA 7: Brief von Werner Gerlach an den Rektor des Mädchengymnasiums, Paul Burckhardt, 15. Februar 1935.

Disziplinarverfahren wegen der Teilnahme am Studentenlager und unerlaubter politischer Betätigung einzuleiten. Bemerkenswert ist jedoch die Begründung:

«Herr Prof. Gerlach kann sich in die Rolle eines Gastes der Schweiz nicht finden. Er gehört offenbar zu jenen, die meinen, Deutschland habe in der Schweiz besondere Rechte und ein Deutscher brauche sich in der Schweiz als Gast keinerlei Beschränkungen aufzuerlegen. Die überhebliche Art des Typus kommt besonders deutlich in dem an den Rektor des Mädchengymnasiums gerichteten Schreiben zum Ausdruck.»⁶⁰

Zeitungsbücher, insbesondere in der sozialdemokratischen Arbeiterzeitung und im kommunistischen Vorwärts, und eine Interpellation im Grossen Rat machten die Angelegenheit publik. Die Disziplinarkommission kam aber zum Schluss, dass kein Dienstvergehen von Gerlach festzustellen sei und beantragte am 27. April 1936 nach der Anhörung mehrerer Zeugen die Einstellung des Verfahrens.⁶¹ Gerlach selbst hatte nie ein Hehl aus seiner Mitgliedschaft bei der NSDAP gemacht. Zusammen mit dem a.o. Professor und Prosektor der Anatomischen Anstalt, Rüdiger von Volkmann (1894–1990), war Gerlach Mitglied des so genannten «Opferrings» der Ortsgruppe Basel der NSDAP. Beide behaupteten aber, kein politisches Amt zu bekleiden.⁶² Aus diesem Grund handelte der Regierungsrat anders als die Disziplinarkommission. Weil er die Anschuldigungen als erwiesen und diese mit der Stellung des Angeklagten als Dozent an einer Schweizer Universität für unvereinbar betrachtete, wurde Gerlach ohne Entschädigung oder Pension entlassen.⁶³ Dagegen rekurrierte er erfolgreich vor dem Appellationsgericht.⁶⁴ Die Angelegenheit wurde in der deutschen Presse behandelt, und das Eidgenössische

60 Ebd.: Brief der Kuratel der Universität Basel an das Erziehungsdepartement, 23. Dezember 1935.

61 Ebd.: Disziplinarkommission an den Regierungsrat, 27. April 1936.

62 Charles Stirnimann: Die ersten Jahre des «Roten Basel» 1935–1938. Zielsetzungen und Handlungsspielräume sozialdemokratischer Regierungspolitik im Spannungsfeld von bürgerlicher Opposition und linker Kritik, Basel 1988, S. 177. Zu den nationalsozialistischen Organisationen in Basel siehe auch Patrick von Hahn, Liquidation der Vergangenheit. Die «politische Säuberung» nach dem zweiten Weltkrieg in Basel. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit, Basel 1998.

63 StABS, Erziehung AA 7: Beschluss des Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt vom 18. August 1936.

64 Ebd.: Entscheid des Appellationsgerichts des Kantons Basel-Stadt als Disziplinargericht vom 23. November 1936.

Politische Departement war besorgt über die Auswirkungen des Falles auf die schweizerisch-deutschen Beziehungen.⁶⁵

Weitere Auseinandersetzungen blieben den Beteiligten aber erspart, weil Gerlach zum 1. April 1937 auf eine Professur nach Deutschland zurückberufen wurde. Ausschlaggebend war wohl der Einfluss des Reichsministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung, das ihm den Posten des Ordinarius für Allgemeine Pathologie und Pathologische Anatomie an der Universität Jena verschaffte. Dort ersetzte er Walther Berblinger (1882–1966), der wegen der jüdischen Abstammung seiner Ehefrau in den Ruhestand geschickt worden war. Zwar sind die Motive des Ministeriums für Gerlachs Berufung nicht restlos geklärt, er gehörte aber bald zum «Persönlichen Stab des Reichsführers-SS Heinrich Himmler». Gerlach wirkte in Jena denn auch nicht nur als Ordinarius, vielmehr war er auch in exponierter Weise als Sturmbannführer für die SS tätig, wo er für das Sezieren von Leichen aus dem KZ Buchenwald zuständig war.⁶⁶ Im April 1939 wurde er als Generalkonsul nach Island und 1942 nach Prag geschickt. 1943 leitete er das Kulturreferat an der Botschaft in Paris.⁶⁷ Erst zu diesem Zeitpunkt wurde der Lehrstuhl in Jena neu besetzt. Nach dem Krieg arbeitete Gerlach unbehelligt in einem privaten pathologischen Institut in Kempten im Allgäu, wo er 1963 verstarb.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass sich Köberle und Gerlach im Gegensatz zu anderen deutschen Kollegen nicht in die Schweizer bzw. Basler Gesellschaft integriert hatten. Ihre Haltung zur Wissenschaft war oft national geprägt, und die Unterstützung von Schweizer Kollegen war ihnen niemals gewiss. Aus der Schweiz konnten sie kaum in die Geschehnisse in Deutschland eingreifen, und wenn, dann nur als Teil der «Fünften Kolonne», was aber mit ihrer Stellung eines Basler Universitätsprofessors unvereinbar war.

Fazit

Bei der Betrachtung der verschiedenen Fälle in den drei ausgewählten Epochen fällt auf, dass die Problematisierung des Deutschseins an einer Schweizer Universität vor allem von Seiten der deutschen

65 Stirnimann (wie Anm. 62), S. 179.

66 Susanne Zimmermann: Die Medizinische Fakultät der Universität Jena während der Zeit des Nationalsozialismus, Berlin 2000, S. 176ff.

67 Ernst Klee: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt a.M. 2005.

Professoren selbst aufgeworfen wurde. Sie alle waren dem Rollenkonflikt zwischen Schweizer Professur und deutschem Patriotismus bzw. Nationalismus ausgesetzt. Seitens der Universität scheint dies weniger der Fall gewesen zu sein. Dies hat auch mit der Aktenlage zu tun: Die Akten von Erziehungsdepartement, Kuratel und Universität berichten von Beschlussfassungen von Kollegen und Regierungsbeamten, also von Leuten, die auf derselben sozialen Stufe standen und vor allem das Funktionieren der Universität im Auge hatten. Kritik kam daher eher von studentischer Seite oder aus der Öffentlichkeit. Deutlich zu erkennen ist der Unterschied zwischen den Wissenschaftssystemen, die unterschiedliche Rollen für die einzelnen Akteure vorgesehen hatten. So haderte de Wette zunächst mit dem Ruf nach Basel, während Otto Eger das Basler Wirken als finanzielles und soziales Sprungbrett betrachtete. Während in den geschilderten Fällen – mit Ausnahme de Wettes – keine Hinweise auf bildungspolitische Auseinandersetzungen auszumachen sind, ist in der Epoche des Kaiserreiches und des Nationalsozialismus die nationale Haltung der Professoren das herausragende Thema. Daraus lässt sich schliessen, dass erst in Zeiten erhöhten Identitätsbedarfs die Erfahrung des Fremdseins von Seiten der Ankömmlinge in eine breitere Öffentlichkeit getragen und dort als Abgrenzung oder mangelnde Integrationsbereitschaft gesehen wird. Ansonsten scheint die enge Verknüpfung von Schweizer Universitätsgeschichte und deutschen Professoren weitgehend unproblematisch gewesen zu sein.

*Dr. David Tréfás
Grabenwies 6
8057 Zürich*